

Francesca Hornak

SIEBEN

TAGE

WIR



ullstein 

PROLOG

17. November 2016

Olivia

Cape Beach, Monrovia, Liberia, 1 Uhr 03

Was sie hier machen, ist eine Dummheit, das weiß Olivia. Falls sie jemand dabei sieht, werden sie heimgeschickt – womöglich sogar vor Gericht gestellt. Ganz zu schweigen von der Lebensgefahr, die ihr droht, wenn sie ihn berührt. Aber wer soll sie schon sehen? Am Strand ist kein Mensch, und es ist so dunkel, dass sogar das nur wenige Meter entfernte tintenschwarze Meer kaum zu erkennen ist. Bis auf das Rauschen der anbrandenden Wellen ist kein Laut zu hören. Während sie auf das Wasser zugehen, spürt sie ganz deutlich den winzigen Abstand zwischen seinem und ihrem Ellbogen. »Wir sollten das nicht tun«, würde sie gerne sagen. Aber sie haben ja noch gar nichts getan. Bisher haben sie nicht gegen das Körperkontaktverbot verstoßen.

Der Abend hat in der Strandbar begonnen, zunächst mit Bier aus der Flasche, dann mit Hochprozentigerem in Form von Rum-Cola. Stundenlang saßen sie unter dem Wellblechdach, eine flackernde Sturmlaterne zwischen sich, während der Himmel in Bronzetönen erstrahlte. Sie haben darüber geredet, dass sie in fünf Wochen, an Weihnachten, nach Hause fahren werden, aber beide wieder nach Liberia zurückwollen. Sie hat ihm von Abu erzählt, dem kleinen Jungen, der ihr Patient war und um den sie an dem Tag, als er starb, hier am Strand geweint hat. Und dann haben sie sich gegenseitig erzählt, wo sie aufgewachsen sind, wo sie Medizin studiert haben, wer ihre Familien sind. Seine Kindheit in Irland klang so ganz anders als ihre. Er war der Erste in der Familie, der studierte, auf Reisen ging. Sie hat versucht, ihm zu erklären, dass für ihre Eltern vor allem das Fach Medizin an Rebellion grenzte, und er hat große Augen gemacht – so wie ihre Eltern, als sie ihnen das erste Mal beichtete, dass sie Weihnachten lieber im Freiwilligeneinsatz verbringen wolle als bei der Familie. Seine Augen sind ihr gleich aufgefallen, als sie sich das erste Mal im Behandlungszentrum gesehen haben – mehr

konnte man hinter der Schutzmaske auch gar nicht erkennen. Grüngrau sind sie, wie das Meer in Norfolk, mit so dunklen Wimpern, dass man meinen könnte, sie wären getuscht. Während er das Etikett von seiner Bierflasche pulte, konnte sie den Blick nicht von seinen Händen lassen. Wie ihre waren sie rau vom ständigen Waschen mit Chlorklösung. Sie wollte danach greifen, sie an der Handfläche spüren.

Als die Bar schließlich schloss, übersäten Sterne den Himmel wie Zuckerkrümel. Die Nachtluft lag leicht auf ihren nackten Armen. »Gehen wir ein Stück?«, fragte Sean und stand auf. Mit den meisten Männern ist Olivia auf Augenhöhe, doch er ist einen Kopf größer als sie. Und dann war da dieser Moment, von der Sturmlampe erhellt, als sie einander direkt ansahen und etwas in ihr ins Wanken geriet.

Jetzt stehen sie nebeneinander im knöcheltiefen Wasser, und ihre Arme berühren sich beinahe. Das Meer schimmert durch die Gischt. Als eine Welle bis zu ihren Waden brandet, verliert sie das Gleichgewicht, und er wendet sich ihr zu, sodass sie halb gegen ihn fällt. Seine Hände greifen nach ihr, um sie zu stützen, und schließen sich dann um ihre Taille. In seinen Armen dreht sie sich zu ihm, spürt seine Handflächen hinten am Rücken. Die wenigen Zentimeter, die ihren Mund noch von seinem trennen, brennen darauf, überwunden zu werden. Und als er den Kopf senkt und sie seine Lippen weich auf ihren spürt, weiß sie, es ist die größte Dummheit, die sie je im Leben gemacht hat.

Hotel Buffalo, Monrovia, Liberia, 14 Uhr 50

Olivia trinkt Mineralwasser aus der Flasche, um ihren Magen zu beruhigen (auf den letzten Drink hätte sie lieber verzichtet), und wartet auf den Skype-Termin mit ihrer Familie. Seltsam, in so einer Hotellobby zu sitzen, einem kleinen Bollwerk aus sanitären Einrichtungen und WLAN – wenn auch ohne Klimaanlage. Nur ein Ventilator vertreibt die klebrige Hitze. Und selbst hier herrscht eine Atmosphäre der Vorsicht und Gefahr. In allen Toiletten hängen Plakate mit der Überschrift HAAG-VIRUS: ERSTE ANZEICHEN UND SYMPTOME und kleinen Zeichnungen von Menschen, die sich übergeben. Der Mann hinter der Theke hat ihr das Wechselgeld einfach in die Hand fallen lassen, ohne die kleinste Berührung – er hat ganz richtig gefolgert, dass die meisten weißen Gesichter, die man in Monrovia sieht, wegen der Epidemie hier sind, Einsatzkräfte ›in Sachen Haag‹. In der Lobby marschiert ein weiterer Freiwilliger auf und ab, der erst lauthals etwas von ›Krise‹ und ›Versorgungsgütern‹ in sein iPhone brüllt und dann mit übertriebenem Eifer

auf sein MacBook Air einhackt. Er trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift ›Haag Response‹, eine teure Sonnenbrille und ist braun gebrannt. Wahrscheinlich, denkt Olivia, arbeitet er für eine der großen Hilfsorganisationen. Er macht nicht den Eindruck, als hätte er sich je ins Haag-Behandlungszentrum vorgewagt oder einen Schutzanzug getragen. Im Gegensatz zu Sean. Immer wieder läuft die letzte Nacht vor ihrem inneren Auge ab. Sie kann es kaum erwarten, ihn später bei der Schicht wiederzusehen, die Spannung des Körperkontaktverbots und ihres aufkeimenden Geheimnisses zu genießen. Die Vorfreude übertönt die innere Stimme, die sie ermahnt, es zu lassen, jetzt gleich, bevor es noch weitergeht. Aber es ist ja längst zu spät, um noch etwas rückgängig zu machen.

Olivia merkt, dass sie sich in Tagträumen verliert. Es ist fünf nach drei, ihre Familie wartet sicher schon. Sie stellt die Verbindung her, und plötzlich füllen sie alle wie von Zauberhand ihren Bildschirm. Sie sitzen in der Küche des Hauses an der Gloucester Terrace in Camden Town, das sieht sie gleich, und haben den Laptop auf die Kücheninsel gestellt. Dieses kleine Fenster, das sich da nach London öffnet, kommt Olivia so unwirklich vor, dass sie am liebsten laut loslachen würde. Vielleicht ja, weil sie so verkatert ist. Sie schaut an den Gesichtern vorbei auf die Entenei-blauen Küchenschränke, die blitzblanke Kaffeemaschine. Wie unfassbar glatt und gemütlich das alles wirkt!

Emma, ihre Mutter, reckt sich wie ein vernarrter Fan dem Bildschirm entgegen, sie fasst an das Glas, als säße Olivia direkt dahinter. Vielleicht kann auch sie nicht begreifen, wie dieses kleine, rechteckige Stück Afrika auf einmal in ihrer Küche landet. Andrew, Olivias Vater, begrüßt sie mit unbeholfenem Winken und einem knappen Grinsen, das gleich darauf zusammengekniffenen Augen weicht, während er ihr zuhört, ohne selbst etwas zu sagen. Immer wieder streicht er sich die silberne Mähne aus dem Gesicht (Olivias Gesicht, nur in männlich), nickt und runzelt die Stirn – dabei schaut er aber ständig an ihr vorbei, hinein in die Lobby des Hotels Buffalo, in der sie sitzt. In den großen haselnussbraunen Augen ihrer Mutter liegt ein leicht irrer Blick, während sie ihre munteren Fragen abfeuert. Sie will wissen, wie das Essen ist, das Wetter, die Duschen, egal – Hauptsache (so wirkt es zumindest auf Olivia), sie muss nichts über das Haag-Virus hören. Ihre Stimme hinkt ihren Mundbewegungen leicht hinterher, sodass Olivia mit ihren Antworten immer schon in Emmas nächste Frage hineinstolpert.

Hinter den Eltern drückt sich ihre Schwester Phoebe herum, den Kater Cocoa wie einen Schild vor sich. Sie trägt – es muss sich wohl um ihr Fitness-Outfit handeln – mehrere ärmellose Tops übereinander, die ihren aparten kleinen Bizeps betonen. Einmal schweift ihr Blick kurz zur Uhr. Olivia versucht gerade, ihnen von dem Hahn zu erzählen,

der in die Isolierstation mit den Schwerstkranken eingedrungen ist und anschließend gesteinigt werden musste, doch ihre Mutter redet dazwischen: »Du musst auch ein paar Worte mit Phoebe sprechen!«, und schiebt Phoebe direkt vor den Bildschirm. »Hi!«, säuselt diese, setzt ihr strahlendes fototaugliches Lächeln auf und lässt Cocoa mit der Pfote winken.

Olivia weiß nicht, was sie sagen soll – sie ist viel zu befangen, weil sie sonst praktisch nie Ferngespräche mit ihrer Schwester führt. Dann fällt ihr ein, dass Phoebe gerade Geburtstag hatte (den acht- oder neunundzwanzigsten? Sie muss neunundzwanzig geworden sein, denn Olivia selbst ist zweiunddreißig), doch bevor sie sich entschuldigen kann, weil sie sich nicht gemeldet hat, verzieht sich Phoebes Gesicht auf groteske Weise in die Länge, bis sie aussieht wie der ›Schrei‹ von Edvard Munch. »Olivia? Wivvy? Wiv?«, hört sie ihre Mutter noch rufen, dann ist das Gespräch unterbrochen. Olivia versucht es erneut, doch die Verbindung kommt nicht mehr zustande.